

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 38.

Halle a. d. S., Sonntag 23. September.

1888.

Inhalt: Auf Hohen-Moor. Novelle von Claire von Glümer. (Fortz.) — Die deutsche Kinga-Expedition. (Schluß.) — Land- und Hauswirtschaft: Zum Anbau „neuer“ Kulturgewächse. Das Absterben der jungen Hühnchen. Krebszucht. Fische zu conserviren. Eine neue Veräufschung. Geflügel zum Marke zubereiten. Zur Desinficirung dampfiger Keller. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Mannichfaltiges: Die Frauen und das Trinken. Literatur und Kunst. Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Auf Hohen-Moor.

Novelle von Claire von Glümer.

(Fortsetzung.)

Noch einsamer hatte sich Jost Clamor's Leben gestaltet; jeder Berührung mit Fremden wich er aus, und sein Verkehr mit Regine blieb, wie er in Berlin gewesen war.

In Basel hatte er es nur für die Wintermonate ausgehalten, dann verlangte er, in ländliche Umgebung überzusiedeln. Aber auch hier fand er keine Ruhe, verlangte immer wieder bald aus diesem, bald aus jenem Grunde, den Aufenthalt zu wechseln und Regine sah mit Schrecken, wie schnell dabei ihre Mittel zusammenschmolzen.

Endlich kam sie zu der Ueberzeugung, daß es nicht so fort gehen könne; sie beschloß, wieder Musikstunden zu geben, mußte aber, um das möglich zu machen, einen Aufenthalt entdecken, der ihr die Nähe einer Fremdenkolonie und Jost Clamor die ersehnte Abgeschlossenheit bot. Nach vielfachen Erkundigungen glaubte sie, am Genfer See finden zu können, was sie brauchte, und schneller, als sie erwartet hatte, erklärte Jost Clamor, daß er den jetzigen Aufenthalt — sie bewohnten ein Landhaus in der Nähe von Vern — sobald als möglich zu verlassen wünsche.

Er sah, als er ihr das sagte, noch bleicher und niedergedrügelter aus, als bisher; zu fragen, was ihn quälte, wagte Regine nicht, und ihm war, daß sie nicht fragte, ein neuer Beweis, wie vollständig sie verlernt hatte, ihn zu errathen, zu verstehen. Aber es war gut so; er hätte sich schämen müssen, ihr seine Schwachheit einzugestehen.

Was ihn heute so tief erschüttert hatte, war eine Notiz einer deutschen Zeitung. Das Blatt berichtete, daß der Premier-Lieutenant Wulf Clamor von Hohen-Moor, Neffe und Erbe des Majoratsherrn gleichen Namens, nachdem er auf Wunsch des Oheims den Abschied genommen, sich mit seiner Cousine, Fräulein Eveline von Hohen-Moor, vermählt habe, und fügte hinzu: aller Wahrscheinlichkeit nach würde der junge Mann schon jetzt die Bewirthschaftung der großen

Familienbesitzungen übernehmen müssen, da der jetzige Majoratsherr, tief gebeugt durch den Verlust seines einzigen Sohnes, die Absicht habe, auf unbestimmte Zeit ins Ausland zu gehen.

So hatte sich denn erfüllt, was Jost Clamor gewünscht und vorbereitet hatte, und doch fiel es ihm wie ein Blitzstrahl in die Seele und ließ ihn — nun es zu spät war — plötzlich erkennen, wie schwer er in Trog, Mißtrauen und krankhafter Neizbarkeit an seinem Vater, an sich selbst, an Weib und Kind gefrevelt hatte.

Und nun war es zu spät, das Unrecht gut zu machen! Sein Platz war ausgefüllt, sein Erbe vergeben, sein Vaterhaus anderen zur Heimath geworden, indes die Seinen durch ihn selbst daraus verbannt waren, — verbannt auf immer! Denn wie sollte er jetzt noch zurückkehren? Dem hartberzigen Vater, von dem er seiner Meinung nach verrathen und enterbt war, hätte er entgegentreten können. Tausendmal hatte er sich's ausgemalt, wie er mit dem Anspruch an das ihm Vorenthaltene zugleich sein stolzes Verzichtleisteln aussprechen würde; wie aber sollte er dem Manne gegenüberstehen, der um feinetwillen, wie er eben gelesen, schwer gelitten hatte, während ein Wort, ein Lebenszeichen dies Leiden zu enden vermochte? — Und Wulf, der sich nicht, wie Jost Clamor geglaubt, die Stellung und des Erbtheils eines Verstorbenen bemächtigt, sondern im Glauben an den Tod des Vaters nur Besitz von dem ergriffen hatte, was ihm zukam, sollte er ihn verdrängen und damit auch den Vater der ersehnten, versöhnenden Freude berauben, Kurt Clamor's Tochter als Herrin von Hohen-Moor zu sehen? Nein, wie die Dinge lagen, hielt er es für geboten, daß er für Vater und Vaterhaus todt blieb. Seinem Knaben wurde damit nichts genommen, als das größere Besagen der Gegenwart; denn erberechtigt für das Majorat war der Sohn Regine Wengel's nicht.

Mannichfaltiges.

Die Frauen und das Trinken.

Ueber das Trinken der Frauen in der Vorzeit schreibt Ernst Montanus in der „B. Ger.-Ztg.“ folgendes: „In Skandinavien“, berichtet Weinhold, „nahmen die Frauen fast allgemein und in früher Jugend an den Gastgeboten theil; dabei saßen sie fast immer gepaart und tranken mit ihren Genossen aus einem Becher. Bei einem großen Gastmahle, das König Sigmund, der Jerusalemfahrer, in Drontheim hält, sitzen bei ihm sein Anverwandter Sigurd Hranason mit seiner Frau Skialdbör und seine eigene Schwester Sigrid. Die Frauen trinken tüchtig und halten mit dem König bis zuletzt aus. Bei den Gastlichkeiten der höfischen Zeit saßen auch in Deutschland die Geschlechter gewöhnlich gepaart, und auch hier thaten die Frauen den Männern guten Weisheit. Auch wenn sie allein saßen, vermahnten sie den Wein nicht, der nach deutscher und französischer Toilettelchre die Gesichtsfarbe verhöhnerte. So kam es, daß Bruder Berthold auch gegen die Trunksucht der Frauen zu eifern hatte, „die oft den Schleier vor dem Haupt vertränten, während der Mann das Schwert verzehte.“ Trinkstuben und Rathskeller wurden in vielen Städten auch von Damen besucht, die dabei das Gesicht mit dem Schleier verhüllten und dort nicht nur „Wachus, den lustigen“, sondern auch „Amor, den lieblichen Knaben“ suchten,

was namentlich aus Lübeck um das Jahr 1476 berichtet wird. Von den Könerinnen behauptet ein mittelalterliches Sprichwort: „Watt der Mann verdeent, verlüff dat Wi“, während die Nachenerinnen mehr nach guten Schüsseln lütern gewesen zu sein scheinen, denn dort lautet eine darauf bezügliche Lebensart: „Mann schaff, Frau friß!“ Ein wahres Travourstück weiblicher Kneipgenies überliefert uns Herolds Chronik von Schwäbisch-Hall unter dem Titel: „Drei wohlbesoffene Weiber.“ Die Stelle lautet: Anno 1532 sind drei adlige Geichwisfrig, die Friederichin genannt, von Ekershofen bürtig, nach Johannisstag im Sommer gen Untermündheim von Hall in des Mühl-Nichels Haus kommen, alda des besten Weins 32 Maaz ohne die Kost ausge-trunken, die Bech bezahlt und sein ruhig vor Nachts wieder miteinander gen Hall gegangen.“ Es giebt sicherlich manchen Bruder Studio von heute, der es mit diesen drei Edelfräulein von Ekershofen nicht aufnehmen kann, und wohl mag Johannes Scher ausruhen: „Es ging derb zu und her in dieiem 16. Jahrhundert!“ Ueherliche und ästhetische Theenipxerimen von heut-zutage werden die Augen entsetzt anstun, wenn sie erfahren, daß die Hoffräulein der Königin Elisabeth von England, also Mädchen aus den ersten Familien des Landes, zum Frühstück Serringe, sage Serringe, aßen und dazu große Kannen Bier tranken. In Deutschland galt der Hofhalt von Herzog Ernst dem Frommen von Sachsen-Gotha mit Recht für wohlgeordnet und mäßig. Aber was verstanden damals die Leute, Herren und Damen, unter Mäßigkeit?

Das hatte Jost Clamor immer gewünscht, hatte somit nach dieser Richtung nichts anzugeben; aber daß er nie das Recht haben würde, Gattin und Sohn im Hause seiner Väter einzuführen, empfand er jetzt als eine Entbehrung, für die er sie entschädigen mußte. Ueberhaupt war es ihm, obwohl er sich nie darüber aussprach, und gerade weil ihr Verhältnis zu einander ein so kühles geworden war, eine täglich wachsende Pein, Regine all den Schmuck des Lebens entbehren zu sehen, mit dem er sie in den ersten anderthalb Jahren ihrer Ehe umgeben hatte. Auch dafür wollte er arbeiten; wollte sich keine Mühe gönnen, bis es ihm gelang, ihr wiederzugeben, was ihr thöricht eitler Sinn so hoch hielt.

Vorläufig aber, dazwischen mußte sie sich ergeben, war es geboten, daß sie sich in noch größere Abgeschiedenheit zurückzog als bisher, in eine Schlichtheit der Umgebungen, die sie am besten vor dem Blick die Schweiz bereisender Bekannten schützte.

Sie gingen an den Genfer See, und nach eisigem Suchen fand Regine in einem Wingerhause oberhalb Montreux, was Jost Clamor verlangte. Es war ein altes, einfaches schweizer Bauernhaus, mit niedrigen Zimmern, Holztafel an Decken und Wänden, grünen Kachelöfen und einfachem Hausrath in den beiden Stuben des Obergeschosses, die ihnen für billige Miete überlassen wurden.

Ebenso einfach war die Beschäftigung, die sie bei der Wingersfrau fanden. Aber diese sowohl wie ihre Tochter, die sich zur Wartung des Kindes verstand, waren gutmüthig und gefällig, das ganze Häuschen glänzte vor Sauberkeit, und vor Jost Clamor's kleinem Schiefenstern lag, von zaubervollem Farbenreichtum übergossen, die ganze Herrlichkeit von See und Alpenfette, der ganze Liebreiz der schöngezwungenen Ufer mit ihren umbuschten Dörfern und Städtchen, Schluchten und Willen, Wein- und Waldbergen, Schluchten und Wildbächen. Jeder Blick in die Weite trug ihm Erfrischung zu; unter ihm blieb das Mühen und Treiben des Menschenlebens, während ihm die majestätische Schönheit des Hochgebirges immer neue Wunder erschloß.

Anfangs kam, dieser Größe gegenüber, tiefes Verzagen über ihn. Jetzt erkannte er, daß Regine recht gehabt, daß sein bisheriges Schaffen eitel Dilettantenwert gewesen war, spielerisches Genießen und spielerisches Arbeiten. Und doch war er kein Dilettant im gewöhnlichen Sinne des Wortes, auch das wurde ihm, in Seelenkampf und Noth, immer deutlicher. Die Halbheit gab ihm kein Genügen, hatte das, wie er jetzt erkannte, auch nicht gethan, als er noch an seine Leistungen glaubte und sogenannte Freunde ihn in dieser Verblendung bespärten. „Ich bin nichts, ich kann nichts,“ sagte er auch jetzt wieder zu sich selbst wie einst zu Regine, doch nicht in Zorn oder lähmender Bitterkeit; jetzt fügte er hinzu: „Aber es soll anders werden, es muß anders werden.“

Mit Ernst und Beharrlichkeit ging er ans Werk. Es war, als hätte sein Talent einen plötzlichen Aufschwung genommen. Klarer als je, von individuellem Leben befeelt, standen die Gestalten seiner Oper vor ihm; der musikalische Ausdruck strömte ihm zu aus Tiefen des Schmerzes, der Leidenschaft,

der Sehnsucht, die erst jetzt in ihm erschlossen waren; und wurde ihm auch das Fassen und Festhalten, das Formen und Darstellen schwerer als sonst, kamen auch Zeiten der Muthlosigkeit, in denen er vernichtete, was er in Begeisterung geschaffen hatte, oder wo er Feder und Notenblatt hinwarf, um halbe Tage lang in den Bergen umherzuirren, immer fehrte er mit neuem Eifer, neuem Hossen zu seiner Aufgabe zurück. Wie Jakob im Traume mit dem Herrn gerungen; so rang er mit jenem Unnennbaren, das den Künstler macht, und sprach wie jener: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“

Sommer und Herbst waren in dieser Weise vergangen; Regine, die mit wachsender Sorge sah, daß Jost Clamor's Gesicht täglich blasser und hagerer wurde, indeß seine Augen bald wie erloschen starrten, bald in stillem Feuer glühten, wagte endlich den Vorschlag, nach Lausanne oder Genf überzusiedeln. Wenn er auch keinen gefälligen Verkehr zu haben wünschte, schon das Leben der Stadt brächte Zerstreuung, wechselnde Eindrücke; hier, ganz auf sich selbst beschränkt, würde er sich überarbeiten, sich krank machen, meinte sie. Aber er wollte das nicht zugeben. Nie hätte er sich kräftiger gefühlt, als jetzt, versicherte er, und Zerstreuung brauche er nicht, Einsamkeit wäre ihm je tiefer, je lieber.

Regine schwieg; es that ihr weh, daß gar nicht in Frage kam, was sie etwa wünschte und entbehrte; aber im Grunde war sie für sich selbst mit dem Bleiben einverstanden. Durch Vermittelung des Predigers hatte sie in englischen Familien, die zum Theil auch den Winter in Montreux blieben, Stunden bekommen und wurde bald eine gesuchte Lehrerin, obwohl, oder vielleicht weil sie sich des Kindes wegen nicht dazu bringen ließ, mehr als drei bis vier Stunden täglich zu geben. Außerdem erregte die elegante junge Frau, die so schön sang, so theuren Unterricht gab und übrigens nur in der Kirche gesehen wurde, achtungsvolle Theilnahme.

Durch den Prediger, dem es Regine gesagt hatte, erfuhr man, daß ihr Gatte Komponist, durch seine Wirthschafter, daß er menschlicher sei. Während der guten Jahreszeit war er zuweilen einzelnen Bergsteigern begegnet und hatte einen stummen Gruß mit ihnen ausgetauscht; kamen aber größere Gesellschaften, die sich durch Schwagen und Sachen ankündigten, in seine Nähe, so wich er aus, und da er nur Heinrich Müller hieß, hatte man ihn unbehelligt gehen lassen.

Regine war anfangs zweifelhaft gewesen, ob sie Jost Clamor von ihrem Stundengehen jagen solle; aber immer hatte ihr der Muth gefehlt. Sie wollte warten, bis er nach dem Grunde ihrer täglichen mehrstündigen Abwesenheit fragte, aber das that er nie. Würde er überhaupt, ob sie da war oder nicht? Beobachtete er ihr Kommen oder Gehen? Freundlich kühl begrüßte er sie am Frühstückstische, fragte nach ihrem Befinden und gab sich, mochte sie noch so leidend aussehen, mit ihrer immer gleichen Antwort: „Danke, gut!“ zufrieden. Dann sahen sie sich nicht wieder bis zum späten Mittagessen; während desselben tauschten sie Bemerkungen über Wetter und Zeitungsnachrichten aus, oder Regine berichtete über das Kind, und damit war ihr Verkehr zu Ende.

Die von dem genannten Fürsten eingeführte und gehandhabte „Hof-Trinkordnung“ (1648) kann einen Begriff davon geben. Da heißt es u. a. im 9. Paragraph: „Zum Frühstück und Bepfertrunk vor unser Gemahlin soll an Bier und Wein, so viel dieselbe begehren wird, gefolgert werden; vordr gräfliche und adelige Frauenzimmer aber vier Maß Bier und des Abends zum Abischenen drei Maß Bier; vor die Frau Hofmeisterin und zwei Jungfern wird gegeben von Oftern bis Michaelis Vormittags um 9 Uhr auf jede Person ein Maß Bier und Nachmittags um 4 Uhr ebensoviel.“ Das ganze 15. und 17. Jahrhundert hindurch gab es neben „berühmten“ vornehmen Trinkerinnen auch „berühmte“ vornehme Trinkerinnen. Solche waren in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter anderen die Gräfin Anna von Stolberg, Nebstiffin von Duedlinburg, welche zu ihrer Erquickung und Labung jährlich drei Fuder Wein bedurfte, und die Prinzessin Anna von Sachsen, Tochter des Kurfürsten Moriz, welche zu heirathen der Prinz Wilhelm von Oranien, der „Schweizerkame“, so unglücklich war, und die im Säuerwahnstium starb. In Frankreich gab es am Hofe Ludwigs XIV. zahlreiche vornehme Damen, die gehörig zu „picheln“ verstanden, und unter der Regentenschaft und unter Ludwig XV. wurde es in dieser Beziehung noch schlimmer. In den Briefen der Herzogin von Orleans, der Pfälzischen „Liselotte“, findet man viele darauf bezügliche Stellen, so z. B. unterm 29. April 1704: „Das Saurien ist nun gar zu sehr in der Mode unter den jungen Weibspersonen“; ein andermal

versichert sie sogar, daß die Frauenzimmer den „Mannskenten“ darin noch „über“ seien, und berichtet von ihrer eigenen Schwiegertochter, daß diese sich drei oder viermal in der Woche gründlich volltränke. Die Tochter dieser Dame und des berühmtesten Herzogs Philipp von Orleans, die Herzogin von Berry, starb am Alkoholismus.

Literatur und Kunst.

* Im Verlag des Süddeutschen Verlags-Instituts in Stuttgart erschien soeben: Erzherzog Karl's Liebe und Der Kampf um den Niederwald. Roman von C. v. Br. Cleg. geb. 10 M., brosch. 8 M. Der Roman entrollt ein — jahrelangen ersten Studien und Betrachtungen entzweit — lebensvolles System der Philosophie; er liefert authentische, höchst interessante Mittheilungen über das Freimaurerthum; er legt die Aufgaben der positiven Freidenker bloß, wie er u. a. auch die Anregung der Errichtung eines Weltfriedensareopags der spannenden Handlung verwebt. Wenn dieser Roman schon in der urfächlichen Verwicklung der Begebenheiten und in der Gestaltung seiner eigenartigen epischen Charaktere hinter seinem Romane der Neuzeit zurückstehen dürfte, so hat der Verfasser beionders in Veranschaulichung der geistigen Beziehungen, wie in Verwebung des philosophischen Rationnements seinen eigenartigen Weg eingeschlagen, der den Leser in die hehren Gefilde künstlerischen

Für Regine kamen dann aber lange, qualvolle Stunden, in denen sie, so sehr sie sich dagegen sträubte, auf jede seiner Bewegungen lauschen mußte. Obwohl sein Zimmer durch den Vorplatz von dem ihrigen getrennt war, hörte ihr keines Ohr jedes Klacken seines Stuhles, jedes Öffnen des Fensters, jeden Schritt seines stundenlangen Auf- und Abwandelns in dem engen Räume. Dabei gedachte sie ihrer plänzenden Zukunfts-träume, als sie Josphs Elamor's erwachendes Interesse erkannt und alles darangesetzt hatte, sein Weib zu werden, und diese Erinnerung machte ihr die schwere Wirklichkeit noch schwerer, denn — verhehlen konnte sie sich's nicht — sie hatte ihn damals nicht geliebt. Die Frau des künftigen Majoratsheerrn, Gräfin Hohen-Moor, hatte sie werden, denen, die jetzt die bezahlte Dienerin in ihr sahen, an Rang und Reichthum überlegen sein wollen. Klug, berechnend war sie zu Werke gegangen; der Kunsthändlerasmus des jungen Mannes wurde das Zaubermittel, durch das sie ihn mehr und mehr gefangen nahm und endlich unlösbar festhielt, unlösbar, bis sie selbst

das Band zwischen ihm und ihr in böser Stunde zerrissen hatte, — für das alles büßte sie nun!

Es gab Stunden, in denen sie diese Buße gerecht fand, andere, in denen sie sich leidenschaftlich dagegen aufbäumte. War es ihre Schuld, daß Josphs Elamor nicht zu den ausgewählten Kunstjüngern gehörte, wie sie sich nach einigen gelungenen Leistungen eingeredet? Aber hatte sie das wirklich gethan? Hatte sie nicht gegen besseres Wissen und Gewissen mit ihm, mit sich selbst Komödie gespielt? Es gab Stunden, in denen sie sich auch das zugestand, während sie es zu anderen Zeiten leugnete. Doch wie dem auch sein mochte, eines kam ihr in all' den Seelenkämpfen klar zum Bewußtsein: seit Josphs Elamor sie nicht mehr liebte, liebte sie ihn, ohne Rücksicht auf sein Talent, seine Geburt, seinen Besitz, ohne Rücksicht auf seine Empfindung sogar. Sie wäre lieber gestorben, als von ihm gegangen, und doch schien es ihr oft kaum zu ertragen, ihn so nahe und doch so unnahbar zu wissen.

(Fortf. folgt.)

Die deutsche Kingü-Expedition.

(Schluß.)

Der neunte und letzte Stamm war der der Trumais, der sich von allen anderen Stämmen nicht nur durch die Sprache, sondern auch durch den Körperbau unterscheidet, und den zu klassifiziren wir noch nicht gelang, denn ihre Sprache gleicht nicht entfernt einer mir bekannten. Diese unglücklichen Leute befanden sich in sehr widrigen Zuständen. Sie wohnten nahe dem Zusammenfluß von Batovy und Kuliföu, wo wir sie schon 1884 antrafen, und infolge eines zufälligen Schusses in hastiger Flucht ausweichen machten. Jetzt fielen ihre alten Feinde, die Sutyás, auch Bekannte von uns von der ersten Expedition, über sie her (Bototuden mit Korfscheiben in den durchbohrtten Lippen, ein kriegerischer Stamm am oberen Kingü), verbrannten ihr Dorf und tödteten viele Männer. Die Kernten stoben mit Weib und Kind gen Süden, von woher wir antamen, für sie Gegenstände womöglich noch größeren Schreckens. Als Dr. Peter Vogel mit Lieutenant Perrot dabei waren, den Punkt des Zusammenflusses vom Batovy und Kuliföu aufzusuchen und an der verlassenen Niederlassung vorüberkamen, trafen wir anderen durch einen Zufall auf die Trumais in ihren Waldverstecken. Nur von Dr. Paul Schreier begleitet, trat ich eines schönen Abends plötzlich unter diese abscheulich häßlichen Gesellen. Wie in meinem Leben habe ich einem wilderen Austritt beigewohnt, nie ein solch Gebrüll der Männer und solch Weibergekreisch gehört; aber niemals auch sah ich flinkere Hände, eine Hängematte aufzuspannen, Gestrüpp zwischen den Bäumen wegzuräumen, — als ich erst den alten Häuptling beruhigt und erklärt hatte, daß wir zum Zeichen des Friedens bei ihnen bleiben würden. Nur in leichten Strichen will ich in kurzer Beschreibung den Kulturzustand dieser Stämme schildern.

Alle diese Indianer sind von niedriger Statur, wohl-

proportionirt, gelentig, von der Farbe hellen Tonos, schwarzhaarig, einzelne Individuen lockig. Die Trumais unterscheiden sich durch schwächeren Körperbau und rohere Gesichtszüge. Alle gehen gänzlich nackt einher, nur die Weiber tragen ein äußeres bescheidenes, dreieckiges, aus Palmblatt gefertigtes Schürzchen, etwas größer als ein Auge, kleiner als ein Ohr. In dieser Hinsicht ist ihnen das Schamgefühl, ein Ergebnis unserer Erziehung, völlig unbekannt. Aber unbestritten ist auch, daß bereits nach nur kurzem Aufenthalt unter ihnen ihre Nacktheit nicht mehr auffällt; durch die Gewohnheit verschwindet das Fehlen der Kleidung vor unseren Augen. Auch wir, sagte schon ein Philosoph, sind am Ende doch nur nackt unter unseren Kleidern. Die Weiber lassen die Haare auf die Schultern fallen, die der Männer werden rund geschnitten, und in zahlreichen Stämmen ist die Tonfur Brauch, ursprünglich ein nationales Unterscheidungszeichen, das man irrtümlich den Patern entlehnt wählte. Alle Gesicht- und Körperhaare werden sorgfältig herausgezupft, und die Augenwimpern schon den Kindern ausgerissen. Sie lieben es, sich mit Kohlenstaub einzureiben, oder dem rothen Fett des Biss und Uruku, auf welchem Wülken und Moskitos leben bleiben und sterben. Die runden und länglichrunden Häuser sind hoch und luftig und gut gegen Regen eingedeckt. Sie stehen gewöhnlich in weitem Kreise, in dessen Mitte die nicht bewohnte Festhalle errichtet ist. Den Weibern ist nicht erlaubt, dieses Haus zu betreten, und um ihrer Keugierde zu wehren, dient als Eingang eine Oeffnung, die kaum einen Meter Höhe hat. Hier inmitten des Dorfes, aller Augen zugänglich, brachten wir die Nächte hin, oft die unbequeme Forste vermissend, durch die man nur kriechend und auf den Knien rutschend gelangen konnte. Die Häuser dienen stets mehreren Familien

Genusses und geschichtsphilosophischer Belehrung zu führen vermag. Zudem ist dieses Werk ein nationaler Roman im edelsten Sinne, der in allen vaterländischen Gauen als ein Beitrag zur Pflege deutschen Geistes anerkannt werden wird.

Von dem kunstgewerblichen Prachtwerke Der Ornamente-Schatz, welches gegenwärtig im Verlage von Julius Hoffmann in Stuttgart in 2. Auflage erscheint, liegen uns heute bereits die Lieferungen 7 bis 14 vor, in welchen uns zunächst die Ornamentik des arabischen, maurischen, byzantinischen, romanischen und gotischen Stils vorgeführt und durch eine Menge trefflicher und farbenreicher Muster veranschaulicht wird. Mit dem 12. Hefte beginnen jedoch die Darstellungen aus der Renaissance, deren Kunsterzeugnisse sich bekanntlich das heutige Kunstgewerbe mit Vorliebe zum Muster nimmt. Die 36 für diesen mannichfaltigen Stil festgesetzten Tafeln beginnen mit der italienischen Früh- und Hochrenaissance und bieten uns treffliche Muster von Fassaden- und Deckenmalerei, Sarcophagen, Antarkten, Marmorreliefs und Flachreliefs, Fayence- und Glasmalerei, Stickerie, Teppichweberei und Spitzentkunst. Wand- und Deckenmalereien Raphaels aus dem Vatikan, Majolikien mannichfaltigster Art, Stickerie und Webereimuster, Molaisen und Manuskriptmalereien, sämtlich genau in der Farbe der Urbilder, dazu plattische Ornamente aus Marmor und Bronze, in Tondruck wiedergegeben, zeigen den ganzen Reichthum des damaligen kunstgewerblichen Strebens und Schaffens. Ein Prachtblatt mit

Edelmetallarbeiten und Email vermittelt zum Schluß den Uebergang zur französischen Renaissance, welche in den ferneren Hefen zur Darstellung gelangen soll. Der ästhetisch mäßige Preis — ein Heft mit 4 vorzüglichsten Farbendrucktafeln kostet nur 1 M. — ermöglicht es auch dem weniger Bemittelten, sich das schöne Werk anzuschaffen; dasselbe ist daher dazu berufen, der Förderung des guten Geschmacks im deutschen Kunstgewerbe sehr wesentliche Dienste zu leisten.

* Bod's Buch vom gesunden und kranken Menschen. (Verlag von Ernst Reil's Nachfolger in Leipzig.) Vierzehnte neu umgearbeitete Auflage. Lieferung 1. Kein populär-wissenschaftliches Buch der Gegenwart darf sich einer so großen Beliebtheit und Verbreitung rühmen, wie Bod's Buch vom gesunden und kranken Menschen, welches im Laufe der Jahrzehnte in Hunderttausenden von Exemplaren über alle Länder verbreitet wurde. Dr. Karl Ernst Bod, weiland Professor der Pathologischen Anatomie an der Universität Leipzig, gehörte zu jenen Männern, die wie Brehm, Hübner u. a., auf populär-naturwissenschaftlichem und medizinischem Gebiete bahnbrechend wirkten. Bod wandte sich in erster Linie gegen den Kurpfuscherschwundel, den er mit allem Nachdruck bekämpfte, und um das Laienpublikum in den Stand zu setzen, zwischen dem gebildeten Arzte und einem gewissenlosen Kurpfuschere untercheiden zu können, schrieb er das Buch vom gesunden und kranken Menschen. Es ist zum wahren Hausbuch auf gesundheitlichem Gebiete geworden und bereits

zur Wohnung und sind angefüllt mit Kürbislflaschen, Pfannen, Körbchen mit Mundvorrath, Waffen und Werkzeugen. Die Hängematten, aus Palmfaser oder Baumwolle mit Hilfe zweier in den Boden geschlagener Pfähle gefertigte Handarbeit, hängen in der Richtung der Nadien durch die ganze Hütte hin. Gewöhnlich sind mehrere Feuerherde vorhanden, und die Nacht durch wird das Feuer unterhalten, denn es vermittels Reibung zweier Hölzer wiederzuerzeugen, ist denn doch eine recht mühselige Arbeit. Ackerbau und Fischfang liefern ihnen die hauptsächlichsten Nahrungsmittel; die Jagd ist von geringerer Bedeutung; als Haustiere kennen sie nur Papageien, Periquites und Yapus; vor unseren Hunden hatten sie große Furcht. Sie bauen den einheimischen Mais an, Pisi, Mangaba, Baumwolle, Tabak, Bokahava-Palmen, hie und da auch süße Kartoffeln, Cará, Jubá. Ganz unbekannt waren ihnen Reis, Zuckerrohr, Ananás, ferner Bananen, sowohl die hiesige, wie die von St. Thomas und andere. Ihre Waldschläge sind von beträchtlicher Ausdehnung und können den Vergleich mit solchen civilisirter Arbeiter wohl aushalten. Und sie sind hergestellt vermittels geschliffener Steine, kleiner als eine Manneshand, die an einem hölzernen Stiele befestigt sind. Von höchster Bewunderung erfüllt, wanderten wir von einem Waldschlag (voça) zum anderen und staunten die gefällten Rieser des Urwaldes an, deren Stümpfe noch die zahllosen Spuren der mit Steinwerkzeugen geführten Hiebe zeigten. Nie werden wir vergessen, mit wie viel Stämmen die Indianer unsere Beile betrachteten und unser Arbeiten — das der „Karaiabas“ (so nannten sie die Fremden) — mit dem ihrigen verglichen. Sie sagten oft: „Die Sonne geht auf, der Bakairi fällt Holz im Walde, — die Sonne steht im Mittag, der Bakairi schlägt darauf los, mit leerem Wagen, der Arm wird ihm schon müde, — die Sonne sinkt und geht unter, und noch haut der Bakairi, und noch ward er nicht fertig; — da kommt der „Karaiaba“ mit seinem Eisen — töf, töf, da liegt der Stamm.“ Das erste Beil erhielten die Anetos im Tausch gegen eine große Canoa, die sie auf einem meilenlangen Waldpfade von ihrem See zum Flusse auf ihren Schultern zu schleppen hatten, und doch zeigten sie sich höchlich zufrieden mit dem brillanten Geschäft, das sie gemacht hatten. Die Steine dienen ihnen zu Beilen und Hämmern, spitze Stücke benutzen sie zur Ausbohrung von Stein- und Muschelringen, die sie sich um den Hals hängen. Die Zähne gewisser Fische vertreten die Stelle der Messer. Durchbohrte Flußmuscheln wenden sie an, Holz zu ebnen und zu glätten. Das Erdbreich wenden sie mit spitzen Hölzern oder auch mit den Krallen des großen Gürtelhieres (Tatá canastra). Die zu Beilen geeigneten Steine werden in den Betten von Weibern aufgefunden, die sich im Besitze eines einzigen Stammes befinden. Von diesem beziehen die anderen diese Steine. Nur darf man daraus nicht folgern, daß jene Indianer einen Begriff vom wirklichen Tauschhandel haben. Bei den Besuchen eines fremden Stammes schleppt jeder Indianer mit sich, was er an selbstgefertigten Gegenständen übrig hat, z. B. Baumwollensäden, Kürbislflaschen u. s. w.; das giebt er hin und empfängt dafür bei der Abreise, was er am nötigsten braucht. Tausch

von Sachen aber unter Berücksichtigung der Idee vom Werthe derselben ist ihnen völlig unbekannt. Durch ihre Beziehungen zu uns wurden sie schon aufgeklärter hierin, blieben aber doch noch Dummköpfe genug, daß sie, die uns eine Canoa für ein amerikanisches Beil gaben, nun auch ein solches für ein Körbchen eben am Boden aufgelegener Mangabefrüchte begehrten. Diese primitive Form von Handelsverkehr erstreckt sich noch auf andere unentbehrliche Hausgeräte, nämlich die Töpferwaare. In den Versuchen, den Thongefäßen Thiergestalt zu geben, Gürtelhier, Zabatú, Flebermäuse nachzubilden, verräth sich ein bescheidener, aber bemerkenswerther Anfang künstlerischen Bestrebens. Nur Weiber fertigen die Pfannen, denn von ihnen, den Köchinnen, wurden diese erfunden. Auch sind es nur die Weiber gewisser Stämme, die diese Kunst verstehen, und es ist höchlich interessant zu erfahren, daß diese Stämme jener Gruppe angehören, welche ich aus bestimmten sprachlichen Gründen unter die mu-arnaé klassifizierte, deren nördlich vom Amazonas hausende Verwandte in der keramischen Industrie Hervorragendes leisten. Sonach scheinen in allen wichtigen Punkten Sprachforschung und Ethnologie bei diesen Kingá-Stämmen sich auf charakteristische Weise zu vereinigen zur Aufklärung ihres Ursprungs. Es ist beachtenswerth, daß es ebenfalls nur die Weiber dieser keramischer Kunstfertigkeit kundigen Stämme sind, welche sich auf die Kunst verstehen, den menschlichen Körper mit Zierrathen zu punktiren, die sofort an die Figuren auf den Gefäßen erinnern. Alles Neue wird mit Urutu angestrichen, obgleich diese Färbung in kurzer Zeit verschwindet. Mit Urutu bemalen sich Erwachsene und Kinder, wenn es gilt, Gäste oder heimkehrende Verwandte festlich zu empfangen. Die vollkommensten Erzeugnisse ihrer Kunst sind die Masken, die sie bei Tänzen gebrauchen. Unter den Tupi-Stämmen am Kingá sind dieselben aus bemaltem Gewebe hergestellt, bei den übrigen aus schweren Holzstücken, mit großen Nasen und kleinen Augenöffnungen, symmetrisch aufgezeichnetem Gesicht, einem Gebiß aus Fischzähnen und Augen aus Flußmuscheln. Vielen uns zu Ehren veranstalteten Tänzen wohnten wir bei, die zuweilen die ganze Nacht durch dauerten. In der Regel nahmen nur die Männer theil daran; sie erschienen in ihrem Federschmuck, den Körper in Gewänder aus Palmblattpapier gehüllt. Diese Vorstellungen sind von mancherlei Formen, immer aber wird mit dem Tüze gestampft und der Takt beständig durch Watacá (Zymbel aus Kürbis oder Kofosnuß) und Chocalho (Art Schelle) markirt; gleichzeitig singen sie einfache Weisen, meist melancholischen und gleichzeitigen Klanges, deren Text alte Wörter enthält, deren Sinn sie selber nicht verstehen.

Das einzige Musikinstrument ist die Flöte, einfach, oder aus 3 Röhren zusammengesetzt, von allen Größen, von den kürzesten an bis zu solchen, deren Hauptrohr über die Länge eines hochgewachsenen Mannes reicht. Bogen und Pfeile spielen bei den Tänzen eine große Rolle, besonders eine bei den beiden Tupi-Stämmen Aneto und Kamahurá gebräuchliche Art Pfeile, die nicht mit Bogen abgeschossen, sondern mittels eines besonderen Werkzeugs aus der Hand entwandt werden. Meiner Meinung nach ist der Gebrauch letzterer Waffe, der allen anderen

14 mal war es erforderlich, neue Auflagen herauszugeben. Seit Vock's Tod ruht die Redaktion des Werkes in Händen von Dr. M. v. Zimmermann, einem Schüler Vock's, und dieser war mit seltenem Geschick bestrebt, die neuesten Fortschritte der Wissenschaft dem Werke anzupassen. — Die neueste Auflage zeichnet sich nicht allein durch eine vermehrte illustrative Ausstattung aus, sondern auch durch die Erweiterung der für weiteste Kreise so wichtigen Kapitel über die häusliche Krankenpflege und die erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen. — Das Werk erscheint vollständig in 20 Lieferungen zum Preise von 50 Bfg. in Zwischenräumen von 14 Tagen. Wir können Vock's Buch unsern Lesern auf das wärmste empfehlen: es ist mit vollem Recht „ein allzeit bewährter Rathgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Noth“ genannt worden.

Das „Buch für Alle“ hat mit den beiden abgegebenen ersten beiden Hefen des neuen Jahrgangs 1889 seinen vierundzwanzigsten Jahrgang begonnen, und wir müssen gestehen, daß es der Aufgabe, die es sich gestellt: getreu seinem Titel jedermann, allen Ständen, arm und reich, jung und alt, das Interessanteste und Anziehendste in für alle geeigneter Weise vorzuführen, in vollstem Umfange gerecht wird. Betrachten wir den Inhalt der beiden uns vorliegenden Hefen, sowohl den textlichen wie den geradezu glänzenden Illustrations Schmuck, so ist es in der That zu bewundern, wie so vieles und so vorzügliches für den geringen Preis von nur 30 Bfg. pro Heft geboten werden

kann. Den neuen Jahrgang eröffnet der Roman „Die beiden Dächter“ von Balduin Möllhausen, und diese neueste Arbeit aus der Feder des Altmeisters der romanischen Erzählungskunst scheint, nach den beiden ersten Fortsetzungen zu schließen, eine der spannendsten und effektivsten zu sein, die Balduin Möllhausen nach seinem „Majordomus“, „Halbindianer“ u. s. w. überhaupt geschrieben. Aber noch ein zweiter großer Roman wird dem Leser geboten, und „Die Herrin von Dombrowa“ von Johannes Emmer weiter zu lesen, wird niemand unterlassen, der die ersten Kapitel, welche in ihrem ganz eigenartigen Reize die höchste Spannung erregen, kennen gelernt hat. Von großem Interesse ist der Artikel „Die Geheimnisse der großen Modenmagare“ aus der Feder des bekannten Kriminalisten A. D. Klausmann. Namentlich unsere Damen werden staunen über das, was alles in diesen großen Establishments vorgeht, und sie werden jene bunt bewegten Räume nach der Lektüre dieses Aufsatzes flüchtig mit ganz anderen Gefühlen betreten. Der Viderwärtigkeit des „Buches für Alle“ ist ein ungemein reich und vielseitiger, die Holzschnitte sind meisterhaft nach Zeichnungen und Gemälden namhafter Künstler ausgeführt. Alles vereinigt sich in das „Buch für Alle“ zu einem beliebten Familienblatt zu gestalten.

* Eine Wächterstimme für die Gemeinde des wahren Christenthums. Monatschrift. Herausgegeben in Verbindung mit Freunden des Gottesreiches von J. Pestalozzi. October 1888. Heft 1. Sayda bei Altmorchen, Selbstverlag des Heraus-

brasilianischen Stämmen abhanden gekommen ist, ein wichtiger Beleg dafür, daß die Tupi-Stämme am Kingú sehr alten Ursprungs sind. Alle Tänze werden in oder vor der Festhalle — von ihnen Föstenhaus benannt — ausgeführt. Die Weiber, meinen sie, müßten sterben, wenn sie dort eintreten. Uebrigens ist die Stellung des Indianerweibes, das von vielen Schriftstellern ausnahmslos immer als der Kastel hingestellt worden ist, besser als man denkt, und erwähnter Titel paßt daher nicht. Am Kulísen mag das Weib als Dienerin des Mannes gehalten werden; aber, gleich ihren civilisirten Schwestern, kennen sie recht gut das Mittel, den Mann zu regieren. Sie sind gute Mütter und leben mit ihren Männern in Monogamie. Hochzeitsfeierlichkeiten giebt es nicht. Das Mädchen geht mit dem Manne, der sie wählte, nach dessen Hütte; der Mann befestigt seine Hängematte über der ihrigen und die Ehe ist geschlossen. Es ist interessant zu sehen, wie alte Ehefrauen sich meistens im Besitze der jüngsten und hübschesten Mädchen befinden, die ihnen mehr Dienste leisten können als die alten. Das Weib ist die beste Kriegsbeute. 1884 luden uns die Suhá ein, an einem Kriegszuge gegen die Trumais theilzunehmen und konnten unsere Weigerung gar nicht begreifen angesichts des feierlich gegebenen Versprechens, daß wir die Hälfte der erbeuteten Weiber haben sollten. Bei Geburten hält auch der Ehemann sein Wochenbett, muß einige Tage in seiner Hängematte bleiben und darf nur Wasser und Mandiolabrei zu sich nehmen; er darf weder das Haus verlassen, noch nach seinen Waffen greifen. Sie sagen: wenn der Vater Fleisch oder Fisch äße, so würde das dem Neugeborenen so übel bekommen, als wenn dieser selber dergleichen genossen hätte. Die Beziehungen der Kinder zum Vater sind innigere, nähere, denn die zur Mutter; letztere gilt ihnen für nicht mehr als das Fels, das den Samen aufnimmt; vom Vater schreiben sich Leib und Seele des Kindes her. Immer jedoch wird das Kind zur Verwandtschaft der Mutter gerechnet, diemeil inbetriff der mütterlichen Abstammung sich niemals Zweifel erheben können.

Die Todten werden auf dem Plage vor'm Festhause beerdigt, den Kopf gegen Osten gelegt. Am Kopfende bringt man besondere Löcher oder Kanäle an, den Ameisen und Insekten den Zugang zum Leichnam zu erleichtern, und die Grabstätte bleibt mit Pflocken umfäumt, bis der Verwesungsprozeß vorüber ist. Der Glaube an eine Fortdauer des Lebens nach dem Tode ist allgemein; vorhanden ist der Gedanke einer „Seele“, die während des Schlafes den Körper verläßt, um sich an den Orten herumzutreiben, die ihnen im Traum vorschweben. Daher ist's nicht wohlgethan, jemanden plötzlich aufzuwecken; es könnte geschehen, daß die Seele nicht Zeit hätte zurückzukehren. Doch alle diese Vorstellungen sind kindlicher Natur, unentwickelt, verschwommen. Von ihren Vorfahren bewahren sie viele interessante Sagen, die unverändert von Geschlecht zu Geschlecht übergehen und theilweise veraltete Worte zu enthalten scheinen. Unter den Bakairis machte ich die, wie ich meine, schönste Eroberung der ganzen Studienreise: ich lernte den Mythos kennen vom Ursprung der Welt, welche sich für sie auf die Quellengebiete des Kingú und Parananita erstreckt. Ich war so glücklich, den Sinn dieser Geschichte übersetzen zu können, die sich als eine

Copöa in ihrer einfachsten Form darstellt. — vielleicht die wichtigste Urkunde zur indianisch-südamerikanischen Mythologie; bis heute wenigstens war dergleichen nicht bekannt geworden. Höchst charakteristisch ist in diesen Erzählungen die Auffassung des Verhältnisses des Menschen zum Thiere. Der Gedanke, daß die Thiere ihrer Natur nach von uns grundverschieden seien und wir besonderen Ursprungs, ist den Indianern fremd. Der Großvater der Bakairis z. B. war ein bunter Panther. Aus allen ihren Sagen geht hervor, daß sie Menschen und Thiere qualitativ gleich auffassen, — der Mensch ist nur das stärkere und klügere Thier. Der Bakairi spricht noch heute mit äußerster Geringschätzung von den Trumais, die er in besserer Ueberzeugung für wirkliche Thiere hält. Wenngleich nun ihre Mythen voll von heute unmöglichen Metamorphosen sind, fanden wir doch keine Idee von einem persönlichen Gott; ein Wesen, das man anbetet, dem man sich weihet, ein auch noch so einfacher Kultus, — ist ihnen unbekannt; nie erblickte ich Spuren von Götzenbildern. Sie haben Zauberer, welche Gewitter beschwören zu können vorgeben. Es verurtheilt uns immer viel Heiterkeit, diese Männer die Dämon vollzunehmen zu sehen und mit aller Kraft gegen die Wolken pusten, wozu sie mich auch heranzukriegen wünschten. Den Zauberern geben sie Krankheit und Tod im Gefolge von Krankheit schuld. Ihre Aerzte heilen durch Einblasung von Tabakdampf. Zweifels- ohne werden wir den Gebrauch des Nikotins in unseren Tagen auf diese Heilmethode zurückführen können und auf die Meinung, die sich von seiner Wirksamkeit gebildet hatte, und welche man namentlich in der gesteigerten Speichelabsonderung wahrnahm. Das erste vom Menschen angewandte Heilmittel unterschied sich in nichts von dem, welches das Thier gebräucht, indem es die franke Stelle leckt. Mit dem Speichel meines Mundes mußte ich den Indianern die Ohren anstecken, damit sie meine Worte verstanden, indessen sie uns ihre Freundschaft dadurch bewiesen, daß sie Tabakrauch uns in die Ohren bliesen. Wer also Geschmack und Freude am Rauchen hat, mag sich für diese Erfindung bei der Heilkunst der Vorzeit bedanken. Die Zauberer genießen fast so viel Ansehen wie die Häuptlinge. Die Macht der letzteren ist nicht sehr groß, ausgeübt vielleicht in Kriegszeiten. Wenn aber der Stamm eines Dorfes mit seinem Oberhaupte unzufrieden ist, dann greift er zu einem Mittel von geradezu idealer Einfachheit: der Stamm wandert aus und die Regierung bleibt sich selbst überlassen. Verbrechen scheinen nicht vorzukommen. Sie stehlen, wie die Kinder stehlen. Abstrakte Wörter, wie Tugend u. s. w., mangeln ihnen, einfach, weil die Idee davon nicht vorhanden ist.

Der Indianer ist nicht nur gutmüthig, sondern auch gern lustig und guter Dinge. Wer die Bänderredensart erfunden hat, „daß der Indianer nicht lacht“, der hat eben nicht am Kingú unter den Eingeborenen plaudernd am nächtlichen Feuer gesessen. Kein Zweifel, der Indianer ist misstrauisch; wenn er sich aber anvertraut, dem ist er ein treuer und offener Geselle. Eine im verflorenen Jahre in Matto Grosso behufs Aufsuchung von Goldfundstätten ausgesandte Expedition, die in der Nachbarschaft unierer Aufenthaltsorte auf Indianer stieß, nahm einen üblen Ausgang und kehrte nach einem Gefechte in

gebers. — Die uns vorliegende Nummer, welche als Probenummer dieses neuen für die Sache des Protestantismus eintretenden Unternehmens ausgegeben wurde, hat folgenden Inhalt: An unsere Leser. — Die höchste Ausgabe in unserem Christenstande, nicht Feinde, sondern Liebhaber des Kreuzes Christi zu sein, von Pastor H. S. Studt-Schönwalde i. S. — Mein Beitrag zur „Wächterstimme“, von Prof. Dr. W. Baumgarten-Nolstedt. — Die Bestimmung des Menschen. — Die theologische Konferenz in Kiel, von Pastor H. S. Studt-Schönwalde i. S. — Der Kampf gegen Rom.

* Soeben erhalten wir Heft 2 bis 6 der im Verlag des Süddeutschen Verlags-Instituts (vormals Emil Hahnemann's Verlag) in Stuttgart erscheinenden prächtigen illustrierten Zeitschrift „Für Jung und Alt.“ Was die Verlagsabhandlung bei der Ankündigung des 1. Heftes versprochen hat, ist treulich gehalten worden: Es wurden keine Mühen und Opfer gescheut, um ein echtes Haus- und Familienbuch zu schaffen. Die Hefte enthalten patriotische Erzählungen und interessante Geschichtsbilder aus Vergangenheit und Gegenwart, prächtige lebenswarme Schilderungen aus Heimath und Fremde, treffliche Bilder aus der Thier- und Pflanzenwelt populäre, der Jugend vollkommen verständliche Aufsätze über hervorragende Erfindungen und Ereignisse, Gedichte, Musikstücke, Spiele, Räthsel u. s. w. Jedes Heft ist femer mit 2-3 Vollbildern, darunter ein Farbendruckbild, sowie zahlreichen Illustrationen nach Zeichnungen unserer

ersten Künstler geziert und ist es ein großes Verdienst der Verlagsabhandlung, daß sie durch den denkbar niedrigsten Preis — pro Heft 50 Pf. — selbst der unbemittelten Familie die Anschaffung dieser Zeitschrift, die wahre Schätze an belehrenden und unterhaltenden Aufsätzen enthält, ermöglicht. Wir hoffen und wünschen, daß kommende Weihnächten dieses Familienbuch unter seinem Christbaume steht und empfehlen ganz ausdrücklich unserem jungen Volke, dieses hochinteressante und nützliche Buch in erster Linie für ihren Wunschzettel vorzumerken.

* Stimmbildungs-Übungen für den Chorgesang-Unterricht in städtischen Elementarschulen, geborenen Landschulen und höheren Lehranstalten von Martin Habe. Berlin. Verlag von Karl Habel. Das Heftchen ist seiner ganzen Anlage nach und bei richtigem und fleißigem Gebrauche wohl geeignet, der kindlichen Stimme Sicherheit, Wohlfühl, Gleichmäßigkeit und Geschmeidigkeit zu verleihen.

* Madenziege und seine Verleumder von Hermann Morvid. Stuttgart. Verlag von A. Brauns & Co. 1888. Die Schrift bemüht sich, die Angriffe der deutschen Aerzte gegen Madenziege zu widerlegen und zu entkräften und es ist anzuerkennen, daß sie viele zutreffende Bemerkungen enthält.

voller Auflösung zurück, wobei ich der festen Ueberzeugung bin, daß das Fehlschlagen der Unerfahrenheit der Unternehmer zuzuschreiben ist, die sich durch den bei erstem Zusammentreffen gewöhnlichen Gern misleiten ließen: die Kugelbüchse ist nicht das rechte Werkzeug zur Friedigung der Indianer. In Cuhabá spotteten sie meiner wegen meiner, wie sie's nannten, „Freundschaft mit den Wilden“. Ich nehme den Titel mit bestem Willen an. Wie sollte ich nicht diejenigen meine Freunde nennen, welche uns Nahrung reichten, da es uns an allem mangelte, — die uns rettend über die gefahrvollsten Stromschnellen geleiteten, — die uns auf unserer Rückkehr den ganzen Fluß hinab begleiteten, Thränen in den Augen, da wir Abschied nahmen. Der Indianer lacht nicht nur, er weint auch zuweilen.

Mit vierzehn Caudas kehrten wir zum Winterlager zurück. Unsere Leute fanden wir in gutem Zustande, denn auf meine Bitten hatten ihnen die Bakairis während der ganzen Zeit unseres Wegzuges Mandioka und Mandiokafuchen zugetragen. Unsere von oberhalb mitgebrachte Begleitschaft betrachtete das Lager mit ungeheurem Interesse, namentlich die Hunde und die Maulthiere. Sie hatten Muth genug, aufzufragen, aber einmal im Gange, wußten sie, unglücklicherweise, nicht zurückzuwenden, sodaß wir einhelfen mußten. Gerne vertheilten wir unter sie, was uns nicht mehr vonnöthen war. Mehr als eintaufendhundert Messer und Buschmesser (Facões) erhielten die Leute vom Kulifou, und damit ist dem Steinzeitalter am Kingú ein Ende gemacht. Wir würden noch länger in jenen Gegenden geblieben sein, allein die Regenzeit war zeitig eingetreten und der Gesundheitszustand unserer Leute der schlechteste. Alle litten unter wiederkehrenden Fiebrern; nur wir hatten keinen Grund zu Klagen: seit vielen Monaten nahmen wir Arsenik, täglich 10 bis 12 mg, und nur so vermag ich mir zu erklären, daß wir weit besser ausblieben, denn 1884. Die Reise der letzten sechs Wochen ging unter strömendem Regen vorwärts. Tag und Nacht schüttete der Himmel seine Wasser hernieder, und die Wasserläufe schwellen zum Erstaunen an. Alle Häute faulten, aber auch noch so mußten sie uns dienen, unsere Güter überzuzeigen, sowie diejenigen von uns, die des Schwimmens unkundig waren. Unser Vorrath an Konserven

war längst aufgezehrt. Wir ernährten uns von Hirschen, die wir auf der Jagd erlegten und aßen mit Bier selbst die Mämchen trotz ihres üblen Geruches. Aber dabei blieb es nicht. Die Lieutenant's Perrot und Januario kamen vom Wege ab und waren trotz aller Bemühungen unsererseits nicht aufzufinden. Elf Tage lang irrten sie umher, ohne sich mehr darin zurecht zu finden, welche Gewässer Zuflüsse vom Batooy und welche Zuflüsse vom Paranaatinga sein möchten. Nur einmal gelang es ihnen, einen Hirsch zu erlegen. Des schüttenden Regens wegen konnten wir erst am neunten Tage mit vieler Mühe Feuer im Freien anzünden, um den Verirrten durch den Rauch ein Zeichen zu geben. Noch waren sie nicht eingetroffen, als wir am Paranaatinga anlangten. Es ist zu erwähnen, daß wir von einer von der bei der Hirtreise gewählten verschiedenen Stelle ausgingen, um unsere Karte zu vervollständigen. Nur bitteren Palmöl und Feldwurzeln hatten wir zu essen. Unser Unglück vollständig zu machen, wollten die Fische des außerordentlich angeschwollenen und auf 120 m Breite gewachsenen Flusses nicht beißen. Auf der anderen Seite des Flusses, etwa 5 Meilen entfernt, lag die Fazenda Sao Manoel; aber man hätte eine Cauda herstellen müssen. Uns aus einer verzweifelten Lage zu reißen, durchschwamm ich mit einem Diener den Fluß, setzte darnach auf dieselbe Weise über den gleich breiten Sao Manoel-Strom und erreichte am andern Tages die Fazenda. Mit Lebensmitteln kehrte ich zurück und hatte die große Freude, die beiden Vermissten vorzufinden. Infolge der ausgestandenen Angst, der Ermattung und des Hungers war Januario ganz um Sinn und Verstand gekommen, und nur langsam ward er wieder hergestellt. Am 31. Dez. trafen wir in Cuhabá ein.

Voller Dankbarkeit will ich hier die Verdienste des Lieut. Perrot um unser Unternehmen hervorheben; in guten, wie in bösen Tagen erwies er sich als ein der Sache ergebener, treuer Gefährte. Unsere gemeinsame Arbeit war von Erfolg gekrönt, einem Erfolg, der in erster Linie der Wissenschaft zugute kommen wird, — der aber gleichzeitig auch von neuem auf die Probleme einer Friedigung der Indianer hinweist, Probleme, würdig der edlen Gesinnungen unseres Zeitalters.

Land- und Hauswirthschaft.

Zum Anbau „neuer“ Kulturgewächse.

Unter den zahlreichen Vorschlägen, welche von den Rathgebern der Landwirthschaft — meistens unberufenen — gemacht zu werden pflegen, spielt der Anbau neuer Kulturgewächse nicht die unwichtigste Rolle. Schon deshalb wird die Meinung einer zur Beurtheilung dieser Frage befähigten und berechtigten Stelle, der „großherzoglich badischen pflanzenphysiologischen Versuchsanstalt“ zu Karlsruhe, über diese Angelegenheit von Interesse sein. Leider geht diese Meinung dahin, daß ein nennenswerthes Kapital aus diesen vielgepriesenen neuen Gewächsen für deutsche Landwirthe nicht zu schlagen ist. Der Direktor der genannten Anstalt, Hofrath Professor Dr. E. Just, spricht sich in seinem dem badischen Ministerium erstatteten Berichte über Vorschläge mit Bezug auf ausgedehntere Kultur von Kronsbeeren, Brombeeren, Zuckermoorhirse und Bambus, wie folgt aus:

Bei der dauernden gedrückten Lage der Landwirthschaft ist es nicht zu verwundern, daß immer von neuem Versuche gemacht werden, angeblich neue Kulturpflanzen zu empfehlen, durch deren Anbau den bebrängten Landwirthen zuhelfen gekommen und den darniederliegenden landwirthschaftlichen Verhältnissen ein neuer Aufschwung verliehen werden soll.

Die Versuchsanstalt hatte mehrfach Gelegenheit, über derartige neue Kulturpflanzen sowie über ihre voraussichtliche Bedeutung Gutachten abzugeben.

In dem einen Falle war eine Eingabe direkt an Se. königl. Hoheit den Großherzog gemacht worden, in welchem

1. die Kronsbeere, Cranberry, *Vaccinium macrocarpum*,
 2. verschiedene Brombeerarten,
 3. die Zuckermoorhirse, *Sorghum saccharatum*,
- unter Hinweis auf die großartigen Erfolge, welche damit in Amerika erzielt worden seien, als der Aufmerksamkeit der

badischen Landwirthe zur Einführung und Kultur besonders würdig empfohlen wurden.

Aus Gründen allgemeiner wie spezieller Natur mußten indessen die gemachten Vorschläge für ungeeignet, zum Theil sogar für bedenklich erklärt werden.

Erfolgslos sind die gedachten Pflanzen auch in Europa keineswegs neu. Für alle drei sind bereits seit einer längeren Reihe von Jahren in Deutschland und anderen Ländern Europas umfassende Anbauversuche unter den verschiedensten Vegetationsbedingungen angestellt worden; wenn nun trotz der zum größten Theile keineswegs günstigen Erfahrungen immer wieder mit Empfehlungen derartiger Kulturgewächse hervorgetreten wird, so folgt daraus nur, daß dies meist von Seiten zu geschehen pflegt, welche mit den thatsächlichen Verhältnissen vollkommen unbekannt sind.

Für *Sorghum saccharatum* hat sich z. B. durch zahlreiche Versuche ergeben, daß es unter gewissen Umständen als Futterpflanze recht werthvoll sein könne, daß dagegen die hochgehenden Erwartungen seiner Verwendung zur Zuckergewinnung, in der Stärke- und Spiritusbereitung, bei der Papierfabrikation u. in feiner Weise zu rechtfertigen sind. Betreffs der Verwendung des *Sorghum* zur Zuckergewinnung sei noch darauf hingewiesen, daß bei der jetzigen Lage der Zuckerindustrie ein derartiges Vorgehen sich schwerlich empfehlen lassen würde.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse für die amerikanischen Preiselbeeren und Brombeeren. Auch hier ist es längst festgestellt, daß ein Anbau derselben im großen, vielleicht gar mit dem Zwecke, den amerikanischen Produkten in ihrer Heimath selbst Konkurrenz zu machen, ein total verkehrter Gedanke ist. Wir haben in unserer wildwachsenden einheimischen Preiselbeere eine viel billigere und zugleich aromatischere Vertreterin dieser Gattung, welche die Einführung der amerikanischen Art — selbst bei den niedrigsten Kulturkosten — vollkommen überflüssig macht. Bei der großen Menge der Früchte unserer ein-

heimischen Preisel- und Brombeeren, welche jährlich unbenuzt zugrunde gehen, ist die Hoffnung kaum berechtigt, daß eine durch nichts begründete Steigerung des Bedarfes eintreten würde, durch welche die Kulturkosten einigermaßen gedeckt werden könnten.

Im übrigen wird schon seit Jahren durch den badischen Landesgartenbauverein der Kultur von Beerenfrüchten im Lande, besonders zur Herstellung von Beerenwein, volle Aufmerksamkeit gewidmet, ein Unternehmen, welches sich der Beihilfe des großherzoglichen Ministeriums des Innern erfreut und das schon namhafte Erfolge zu verzeichnen hat.

In einem zweiten Falle handelt es sich um Vorschläge, welche dem großherzoglichen Ministerium des Innern gemacht waren zur Einführung der Kultur von Bambusarten, von deren vielseitiger Verwendungsfähigkeit die größten Erfolge versprochen wurden.

Auch hier konnte nur auf das Ueberflüssige und Zwecklose derartiger Ideen hingewiesen werden. Ueberhaupt muß in allen diesen Fragen neben der rein wissenschaftlichen Seite in erster Linie die volkswirtschaftliche in Betracht kommen. So lange man von einer neuen Kulturpflanze nicht vollkommen überzeugt sein kann, daß sie unsere bestehenden nach jeder Richtung hin übertreffen könnte, würde es verfehlt sein, wenn man aufstelle unserer altbewährten Kulturpflanzen, deren Verhältnisse nach allen Richtungen hin zur Genüge bekannt sind, neue Pflanzen mit mehr oder weniger problematischer Natur einführen und dadurch unsere einheimischen Kulturen noch mehr in Frage stellen wollte. Aus der Thatfache, daß dieselben in ihrem Heimathlande eine oder die andere werthvolle Eigenschaft besitzen, ergibt sich durchaus noch nicht die Nothwendigkeit, daß die betreffenden Pflanzen auch in unseren Gegenden in rein technischer oder wirtschaftlicher Beziehung Anwartschaft auf irgendwelche Bedeutung haben müssen.

Das Absterben der jungen Hühnchen.

Die Erfahrung lehrt, daß eine große Anzahl junger Hühnchen weniger infolge von Ungeziefer, Witterungs- und Fütterungsverhältnissen eingehen, als vielmehr durch zu frühzeitiges, schnelles Wachstum und damit eintretende plötzliche Entkalkung. Man erkennt diese Küken an den verhältnismäßig großen Flügeln, welche sie nicht an sich zu ziehen im Stande sind, sondern hängen lassen; dabei piepen sie unaufhörlich, auch wenn die Glucke dabei ist, jucken, da sie beständig krieren, mit Vorliebe sonnige Plätze auf und gehen, falls man sich keine Mühe mit ihnen giebt, zugrunde. Bei einigen beginnt dieses Kränkeln sehr früh, schon in den ersten vierzehn Tagen, bei anderen später, in der fünften bis achten Woche. Will man etwas Mühe aufwenden, so bringe man die Hühnchen, sobald sie krank erscheinen, allein in einen warmen Stall und gebe ihnen gekochtes Fleisch und Ei, beides fein gehackt, so viel sie fressen mögen. Sie erstarben dann in kurzer Zeit und können bald wieder mit den übrigen herumlaufen. Sehr häufig zeigt sich diese Krankheit bei starkknochigen Thieren, und meistens sind dies Hähne; füttert man sie in einem warmen, sonnigen Stalle mit Fleisch und Ei, eingeweichtem Weißbrot, Hanfsamen und trockenem Bruchreis, so erholen sie sich nicht allein in kurzer Zeit, sondern bilden sich zu überaus großen Thieren heran. Besonders findet man den Uebelstand bei Truthühnern mit ihren starken Knochen und dem unverhältnismäßig schweren Körper. Auch unter den Enten kommen Schwächlinge vor. Für diese läßt man Schnecken sammeln, von denen sie große Mengen vertilgen und dann in kaum zwei Stunden wieder verdaut haben.

Krebszucht.

Es ist ein alter Aberglaube, daß die Krebse in den Monaten ohne R am delikatesten schmecken; denn in den ersten Monaten ohne R, im Mai und Juni, ist der Krebs in der Häutung und im Juli noch vielfach mager und schwach. Erst im August und namentlich im September kommt der Krebs zur ganzen Fülle, ehe er zur Paarung schreitet; dies ist auch die günstigste Zeit zum Fange, weil er dann den ganzen Tag dem Fraße nachstrebt, während er die ersten drei Monate in Trägheit verbringt und nur gegen Abend seinen Schlupfwinkel verläßt, um nach Nahrung zu suchen. In welchem Monate man auch Krebse fängt, muß man sie theuer bezahlen.

Dem kann nur abgeholfen werden, wenn wir viel mehr und bessere Krebse züchten würden. Napoleon hat in den letzten Jahren seiner Regierung die Mittel zur Vertilgung gestellt, um 300 französische Flüsse mit Mutterkrebien aus Deutschland zu bevölkern, und heute werden diese gutgemästeten Flußkrebse sogar nach England als geachtete Delikatesse ausgeführt. Ähnliches ließe sich auch in unserem Vaterlande leisten, und es bedarf dazu

